

Anna Rottensteiner

EINE SPRACHE ZU FINDEN ...

Fünf Variationen über einen Zustand

ANNA ROTTENSTEINER wurde 1962 in Bozen geboren. Nach dem Studium der Germanistik und Slawistik in Innsbruck arbeitete sie als Buchhändlerin und Lektorin. Seit 2003 ist sie Leiterin des Literaturhauses am Inn. Sie lebt als Literaturvermittlerin und Schriftstellerin in Innsbruck. Publikationen: *Lithops. Lebende Steine. Roman* (Edition Laurin, 2013); *Nur ein Wimpernschlag. Roman* (Edition Laurin, 2016).

E

Als es galt, sich nach den Erzählbänden über Ressentiment für ein zweites „Zeitwort“ zu entscheiden, für ein Wort also, das in den Augen des Herausgeberteams und des Verlags in entscheidendem Maß unsere Zeit prägte, war es noch völlig unabsehbar, ja unvorstellbar, dass innerhalb weniger Wochen und Monate das uns allen vertraute Leben bis in seine Grundfesten hinein erschüttert würde. Zum Schutz vor dem neuartigen Coronavirus, das im Januar 2020 den Namen SARS-CoV-2 bekam, und zur Eindämmung der globalen Pandemie, die es auslöste und die immer noch anhält, fuhren zahlreiche Länder das öffentliche, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Leben auf ein Minimum herunter. Jeder Einzelne, jede Einzelne lebte in dieser

Zeit – abgesehen von den engsten Bindungen und manchmal auch ohne sie – von der Außenwelt isoliert und gleichzeitig auf bisher unbekannte Art so eng wie nie in Verbindung mit ihr. Und in dieser Zeit des Lock-downs, dessen Folgen sowohl für die Gesellschaften als auch für die einzelnen Individuen sich wohl erst nach und nach manifestieren werden, haben sich die Autorinnen und Autoren dieses Bandes – Marica Bodrožić, Tanja Raich, Monique Schwitter, Clemens J. Setz und Daniel Wisser – mit dem Thema der Gleichgültigkeit beschäftigt, um ihre Erzählungen für den vorliegenden zweiten Band von *Zeitworte / Parole del tempo* zu verfassen. Wie tiefgreifend wurden die Erschütterungen der Gegenwart dabei aufgenommen? Wurden sie en passant mitgedacht oder eher ausgeblendet? All das wird bei der Lektüre wohl mitgedacht werden. Doch treten wir zunächst einen Schritt zurück, gehen wir zurück in die „Zeit vor unserer Zeit“, um uns dem Begriff der Gleichgültigkeit anzunähern. In einem Essay aus dem Jahr 1917 urteilt Antonio Gramsci hart über die Gleichgültigkeit, besser gesagt, über die Gleichgültigen: Er hasse sie, hasse jene, die nicht eingreifen, denn das sei Ausdruck von Willenlosigkeit und Feigheit. Einige Jahrhunderte zuvor hatte Dante Alighieri in seiner *Divina Commedia* die Gleich-

gültigen damit bestraft, dass er sie für alle Ewigkeit im Vorhof der Hölle schmoren ließ; nachdem sie sich zu Lebzeiten weder auf die eine noch auf die andere Seite geschlagen hatten, verdienten sie es nicht, Einlass in die Hölle zu erhalten. Auch bei Jean Paul Sartre und Albert Camus finden wir, in unterschiedlichen Ausprägungen, die Gleichgültigkeit, die sich zum Ekel vor dem Sein steigert. Wie manifestiert sich Gleichgültigkeit nun in Zeiten, die von Kriegen, Verteilungskämpfen, Armut und Migration gekennzeichnet sind? Sind die Gleichgültigen zu verdammen oder ist diese Haltung womöglich eine Art Selbstschutz? Gibt es gar existenzielle Situationen, in denen die Gleichgültigkeit Heilung bieten kann? Das waren die Gedanken und Überlegungen, die wir anstellten, als wir im Team über Gleichgültigkeit nachdachten, im Sommer und Herbst 2019. Doch dann kam SARS-CoV-2.

„Nach dem Jahrhundert der Wölfe kam dieses leere Jahrhundert der Gleichgültigkeit.“ Marica Bodrožićs Beitrag *Das befristete Dasein der Gleichgültigen* ist nicht nur gemäß der alphabetischen Reihenfolge der erste Text, vielmehr lässt er sich als programmatisches Incipit, als aufrüttelnde Anklage und Anrufung lesen.

12 Er erkennt „in diesem wild ausschlagenden Jahr“ eine Zeitenwende und prangert in leidenschaftlichem Ton und glühender Sprache das Fehlen von Anteilnahme an. Isolation und Angst lassen den Menschen verkümmern, sich selbst, aber auch seinen Mitmenschen und Tieren, der Welt im Gesamten gegenüber. Dagegen werden als Utopie die „Augen der Verheißung“ gesetzt, die nicht in der äußeren Sprache des Lebens sprechen, dagegen soll der liebende Blick retten, der sich des Zusammenhangs allen Lebens bewusst ist.

In ihrem Text *Variationen des Lichts* denkt Tanja Raich die Isolation und die Abschottung eines gesamten Kollektivs weiter. In Form einer dystopisch angelegten Erzählung lässt sie einen Ich-Erzähler in sachlicher Sprache und beobachtender Perspektive vom „Dorf unter der Schneekugel“ berichten, in dem die Menschen nach und nach die Erinnerung verlieren (sollen) und entweder zu Stein werden oder verschwinden. Die Gleichgültigkeit ist hier in Feindseligkeit umgeschlagen, in die Abwehr des Fremden und Anderen aus Angst vor dem Verlust einer wie auch immer gearteten Normalität, an die man sich nur mehr in staccatoartig aneinandergereihten Bildern erinnern kann.

Ein Mann liegt in seinem rundum abgeschotteten Garten in der Sonne, als wortwörtlich aus heiterem Himmel ein zu einem Eisblock gefrorener Mann neben ihm auf den Boden aufschlägt. Monique Schwitter greift in ihrer Erzählung mit dem literarisch aufgeladenen Titel *Fall* ein reales Geschehnis auf, das im Juli 2019 durch alle Medien ging. Sie erzählt diese Ungeheuerlichkeit aus der Perspektive des Mannes im Garten. Durch die Innensicht, die sie für ihre Narration wählt, arbeitet die Autorin den Zynismus der Ungleichheit heraus und die Blindheit des weißen Mannes, der nicht merkt, welchen Preis er in seinem scheinbaren Privileg für die wohlstandsbefriedete „splendid isolation“ bezahlt. Ein Text, der von atemlosem Rhythmus gekennzeichnet ist und das Brodeln im Untergrund und Unterbewusstsein unserer Gegenwart atmosphärisch und sprachlich einzufangen vermag.

Clemens J. Setz verlegt in seiner Erzählung *Zwei Brüder*, 1988 die literarische Spurensuche nach Gleichgültigkeit in die Innenwelt eines Heranwachsenden. Für eine Stunde passt der zwölfjährige Oliver auf Bitten und Drängen seines älteren Bruders Jürgen auf dessen Freundin auf. Sie scheint gerade erst zurück zu sein in ihrer Wohnung, trägt einen weißen Verband um den

Kopf, ist verwirrt und klarsichtig zugleich und spricht von Dingen, die für Oliver keinen Sinn ergeben: von einer Zone, in der sie massiven Strahlungen ausgesetzt war, vom verseuchten Stofftier, den Kontrollen. (Das Reaktorunglück von Tschernobyl geschah 1986.) Die vage bleibende bedrohliche Situation überfordert Oliver zusehends und ruft in ihm gleichzeitig Unbehagen, Neugierde und Unbeholfenheit hervor. Die Gleichgültigkeit von Jürgen, die sich im Unverständnis und in einer Attitüde der Überlegenheit der Frau gegenüber manifestiert, lässt im Jungen, der noch die Intuition und Sensibilität eines Kindes in sich trägt, Abscheu dem Bruder gegenüber entstehen. Dabei wird im Text, der aus betont distanzierter Perspektive und stark dialogisch orientiert erzählt, offengelassen, was diese Erfahrung für Oliver, für seine weitere innere Disposition und äußere Kommunikation bedeuten wird.

Daniel Wissers Protagonistin seiner Erzählung *Lisa 7* hat es sich in ihrem Leben gemütlich und weitgehend reibungslos und konfliktfrei eingerichtet. Andrea lässt niemanden allzu nahe an sich heran und vor allem niemanden in ihre Wohnung. „Nur immer auf Distanz bleiben und mich bewundern.“ – So hat sie ihre Beziehung zu anderen Menschen am liebsten. Doch dann be-

ginnt es in ihrer Komfortzone zu kriseln. Da sind zuerst die schwarzen Schatten von Mäusen, die am Boden entlanghuschen, von Andrea mit Lebendfallen eingefangen und im nahen Park freigelassen werden. Doch es kommt heftiger, und Andreas Leben scheint aus den Fugen zu geraten. – Daniel Wisser schildert das Leben eines Durchschnittsmenschen, einer Frau, deren Gedanken ziemlich an der Oberfläche bleiben und deren eigenes Leben demzufolge in einer Fassade aus Gleichgültigkeit und Gewohnheit gefangen bleibt. Hauptsache Prosecco auf der Terrasse, und den Mäusen wird man die Wohnung schon unattraktiv genug machen, um nicht weitere anzuziehen ...

Was bereits bei der literarischen Auseinandersetzung mit dem ersten Zeitwort, mit Ressentiment, zu Recht von Lydia Mischkulnig als literarische paradoxe Intervention bezeichnet wurde, bei der es der Empathie bedurfte, um sich mit einem Zustand, der sich dieser verweigert, auseinanderzusetzen, gilt auch bei der literarischen Annäherung an das Zeitwort der Gleichgültigkeit. Denn allein der Akt des Schreibens – die literarisch-ästhetische Anstrengung, die man unternimmt, um eine Sprache zu finden, – impliziert, sich im selben Atemzug dieser Gleichgültigkeit zu entzie-

16 hen, ja sich ihr entgegenzustemmen; das Ansinnen allein schon kann als ein Anlaufen, ein Anschreiben gegen das Wegschauen, das Verweigern von Aufmerksamkeit und Achtsamkeit, gegen das Vergessen und Verschwinden verstanden werden – alles Phänomene, die aus der Haltung der Gleichgültigkeit kommen oder in sie münden.